

Garten an der Bergftraße

Mensch und Tier / von germann Bahr

Mit einem Nachwort und acht farbigen Abbildungen von Dora Brandenburg-Polster

enn wir von einem hören, er vertiere, fo klinat das nicht schmeichelhaft. Huch »hündische Treue« bedeutet kein Lob, obwohl wir dann wieder gelegentlich gerade dem hund Tugenden beimessen, die wir leider an Menichen oft vermiffen. Der Jäger fieht in seinem Sunde den liebsten Gefährten, er rühmt die treue Geele des Hundes. Raten dagegen gelten für falsch; fie schmeicheln und zeigen dann doch unversehens tückisch die Krallen. Für das Pferd, das doch im Rufe der Dummheit steht, forgt sein Reiter, bevor er an sich selber denkt. Er fühlt sich persönlich gefränkt, wenn man ihm einreden will, dem Pferde fehle die Geele; er beruft sich auf den heiligen Thomas, den großen Kirchenlehrer, der auch den Tieren eine Seele zuspricht, wie zuverläffige Thomiften bestätigen. Wir dürfen dann annehmen, daß auch Aristoteles, ja vielleicht auch Plato ichon Tieren, jedenfalls den Haustieren, voran Pferden und Hunden, eine Seele nicht aberkannten. Wer näher mit ihnen verkehrt, zweiselt nicht daran, ja, er wird an Menschen irre, denen man das erft beweisen muß, er

sieht den Beweis in den treuen Augen des seine Beute freudig apportierenden Hundes, er hört ihn aus dem fröhlichen Wiehern des Rosses. Berdorbenen Stadtleuten müssen dazu freilich erst Augen und Ohren gereinigt werden, sie müssen erst wieder sehen und hören Iernen.

Dora Brandenburg-Polster ist die geborene Lehrerin dazu, sie hat sich die Unschuld bewahrt, mit der sich jedes unverdorbene Kind jauchzend der Schönheit des irdischen Daseins erfreut, sie sieht es noch im Stande der Unschuld, bevor Eva in die verbotene Frucht bis.

Zunächst wirken darum Frau Doras Blätter zuweilen völlig barod, das Barod war ja das letzte Zeitalter unverdorbenen Blickes für den Augenschein und reinen Gehörs für den Ohrenklang. Erst in der Zeit der sogenannten "Aufklärung« verloren die Künstler das Bertrauen auf die Meldungen ihrer Sinne, der Berstand wähnte die Welt ausbessern und vermaß sich, was dem lieben Gott nicht ganz gelungen war, erst recht vollenden zu können. Das gläubige Barod aber traute noch den Meldungen der Sinne, darum wittern wir Barod



Badende

überall, wo wir Zeugniffen reiner Ginne begegnen. Barod war ursprünglich fast ein Schimpfwort, es bedeutete schwülftig, überladen, verfünstelt; und Benedetto Croce aebraucht es heute noch in diesem Sinne: so stark wirkt in Italien der Geift der » Aufklärung« heute noch nach, in eben dem Italien, das doch in Muffolini zugleich die leuchtende Geftalt der Wiederkehr zu den Wurzeln der nationalen Eigenart verehrt.

Die Runst der Dora Brandenburg-Polster ist auch eine Wiederkehr, die deutsche Wiederkehr der Augen zu der uns angestammten Art des Sehens. Sie sieht die Dinge nicht nach irgendeiner überlieferten Sehart, einer »Scha= blone«, sondern mit den Augen eines noch unverbildeten Rindes, mit ihren eignen Augen, nicht durch die Brille der Konvention. Dazu gehört Mut, denn die Konvention herrscht unter allerhand wechselnden Namen immer noch vor, auch der Naturalismus hat fie nicht überwunden, auch er war im Grunde nichts andres als eine neue Konvention, es gebrach ihm an der Unschuld des Sebens, an der es der deutschen Bildung überhaupt gebricht, die seit je vergebens sucht, was ihr Name verheißt: alles Wiffen, Erkennen und Wirken schlieflich in ein leibhaftiges Bild zu verwandeln. Das fann auch der redlichften Bemühung nicht, es fann nur der Unichuld reiner Augen glüden, denen jeder Blid von felbst, gang ungesucht, jum Bilde wird. In diefer Unschuld bes gang

naiven, ungetrübten Gebens und der bebergten Zuversicht zu den Meldungen der eignen Sinne rubt die bezaubernde Rraft dieser noch ganz naiven, den Meldungen ihrer Sinne treu gehorchenden Frau. Wenn eine Malerin überdies auch eine Seherin ift, darf man im voraus auf allerhand überraschungen gefaßt fein.

Wer die jest üblichen Vilder, ob sie sich nun impressionistisch bescheiden oder expressionistisch erdreisten, gewohnt ist, wird Frau Doras Bilder vielleicht phantaftisch schelten, denn sie begnügen sich nicht mit einem Abbild, einem Nachbild des Scheins, sie wetteifern nicht mit der Photographie, sie suchen das Urbild. Phantasos, der Traumgott, ift ein Bruder des Morpheus, denn die Wahrheit, die sich dem wachen Verstande schamhaft verhüllt, gewährt uns nur Ahnungen ihrer Gestalt. »La vida es sueno« heißt Calderons tiefsinniges Stück. Das Leben ift ein Traum, aus dem wir erft drüben erwachen, aber die Runft gibt uns schon hier einen Vorgeschmad der ewigen Wahrheit, mit dem freilich nur reine Lippen gesegnet werden.

Mitten ins Märchen geleiten uns die Blätter dieser Seherin. Denn im Märchen duzen sich ja noch alle Geschöpfe Gottes, sie fühlen noch die Gnade des Schöpfers, fie fühlen den Segen seiner Hand auf sich ruhen. So sieht Frau Dora das Tier als einen Vetter des Menschen, und sie hört beiden die Stimme der

fie umgebenden Landschaft an.

120 14



Gommerabend

Erlebniffe mit Tieren/

Machwort der Künstlerin

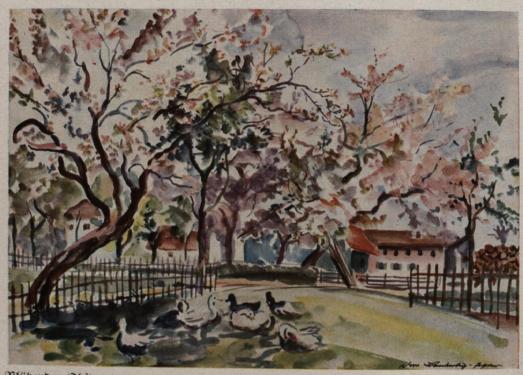
Und nun soll ich selbst noch etwas über meine Bilder sagen? Gut, so will ich erzählen, wie ich zu meinen »Modellen«, den Tieren, stehe und was ich gelegentlich mit ihnen erlebte.

Sie spielten schon von meiner frühesten Jugend an eine große Rolle in meinem Leben. Us ganz kleines Kind bewachte mich, wenn ich in den Barten auf eine rote Decke gesetzt wurde, ein Puter und ließ keinen Fremden du mir heran. Etwas später sprang mir allerdings ein Hahn so heftig nach dem Gesicht, daß er mich vielleicht ernstlich verletzt hätte, wäre ich nicht gerade in einem Vorbau des Gartenhauses gestanden, dessen Glasscheibe mich ichützte. Dieses ift eine meiner frühesten und eindringlichsten Kindheitserinnerungen, und von diesem Erlebnis an hatte ich Angst vor Tieren. Sie wurde dadurch gesteigert, daß ich öfters wildgewordene Ochsen oder Rühe, die dem Metger entwichen waren, unfre Straße herunterrasen sah und einmal beinahe von ihnen umgerannt worden wäre.

Freundliche Gestühle erwedte mir erst wieder das Pserd unsers Milchmannes. Er hatte mich einmal zum Spaß draufgesett, und ich sand mich von da ab jeden Morgen vor der Haustür ein und ritt ein paar Häuser weit mit, wo er mich dann gutmütig wieder hinunterhob. Eines Nachts ging ein großer

Wolfenbruch nieder und fette unfre tiefgelegene Strafe fo gründlich unter Baffer, daß die Bewohner, auch mein Bater, durch Feuerwehrleute mit Flößen zu ihren Arbeitsftätten gefahren werden mußten. Meine älteren Geschwister jubelten, daß sie nicht zur Schule brauchten, und wir drei Rinder ichauten mit größtem Vergnügen auf all die Begenftände, die unten auf dem Baffer trieben. Aber als ich dann den naffen Körper eines großen schwarzen hundes fah, der nicht schnell genug aus einer Rellerwohnung hatte herausfommen können und ertrunken war, wurde ich von einem so unbändigen Schmerz ergriffen, daß man mich nicht zu tröften vermochte. Der Tod und die wilden Elemente waren mir auf einmal nahegekommen.

Auf meinen Schulwegen hatte ich einen Freund, ein Pferd, das immer um die Zeit, wenn ich aus der Schule kam, mit seinem Wagen vor einem Raushaus stand. Ich sparte ihm täglich einen Teil meines Frühstückrotes oder gar das ganze auf; Heftor, so nannte ich es, hob schon den Rops, wenn ich kam, und nahm freudig die Gabe von der flachen Hand. Als ich die Unvorsichtigkeit beging, meiner Mutter von dieser Freundschaft zu erzählen, wurde mir bleichsüchtigem Kind streng besohlen, mein Frühstüd selbst zu essen. Wie ein Verräter an meinem Freunde kam ich mir vor, und das Tier schien zuerst auch sehr enttäuscht zu sein. Alls es aber einmal böse nach



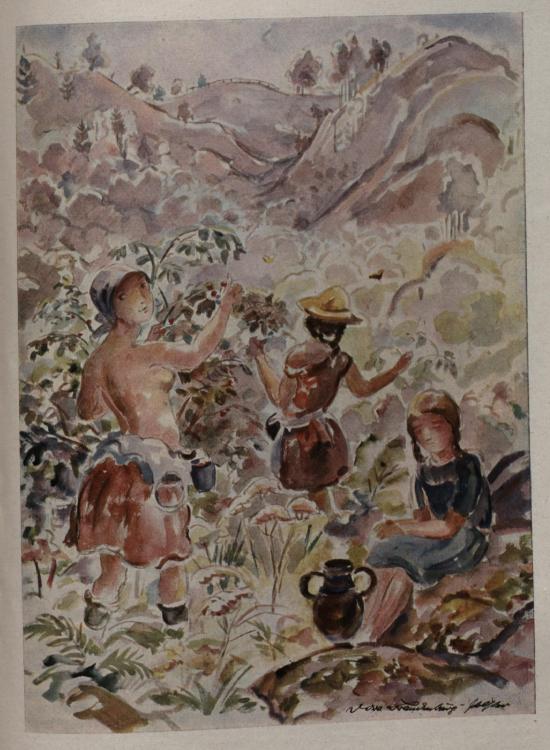
Blühender Obstgarten

mir schnappte, ging ich von da ab mit schwerem, schuldbewußtem Herzen auf der andern Straffenseite beim. Ich hatte nun kein Pferd mehr, denn meine Holzpferde, die ich mir zu Weihnachten ftatt der Puppen gewünscht hatte, waren mir kein Erfat für das lebendige Tier. So mußte ich mich einfach selbst in eins verwandeln, und ich tat das mit Inbrunft. Aberall, wo man mich nicht beobachten konnte, spielte ich Pferd, sette die Beine so auf oder warf sie etwas seitlich hinaus, wie ich das bei iconen Rutschpferden gesehen hatte, schnaubte und wieherte. Das Spiel trieb ich in meiner freien Zeit ftundenlang, bald war ich nur Pferd, bald Tier und Reiter zugleich. 3ch erlebte die herrlichften Jagden, die wildesten Abenteuer oder fühlte den Stolz, einen Rönig zu tragen.

Inzwischen war ich etwa zwölf Jahre alt geworden. Der Wunsch, selbst ein Tier zu besitzen, war mir bisher nicht erfüllt worden. Aber ich hatte meine Freundschaften auf der Straße. Jeden Hund der Nachbarschaft kannte ich. Mit besonderer Leidenschaft schloß ich mich an einen großen Leonberger an. Er war der Wächter einer kleinen Holzbude, die am Fuße eines Berges — wir wohnten damals in Stuttgart — neben dem Jahnradbahnhoflag. Hier konnte man sich vor oder nach der Fahrt an Selterwasser, Limonade u. dgl. erfrischen, auch standen Gläser voll Zondons und Lakristen auf dem kleinen Ladentisch, für

mich eine herrliche Augen- und Schnabelweide. Denn oft schenkte mir die gute Frau von den Süßigkeiten, da ich alles, was nur an Knochen und Fleischreften zu Sause zu haben war, meinem Leo zutrug. Gelegentlich durfte ich den hund mitnehmen, dann fühlte ich mich reich und großartig. Einst kam ich nach längerer Abwesenheit — ich war wohl in den Ferien verreift gewesen — zurück. Da überfiel mich der treue Spielkamerad mit so wilder Freude und Leidenschaft, daß er mir meine schwarze Lüsterschürze zerriß. Ich merkte dies faum, denn ich war so von Glück über seine Unhänglichkeit erfüllt, daß solche Nebensächlichkeiten keinen Eindruck auf mich machten. Auch diesen Freund verlor ich bald und wurde nun ganz frank vor Sehnsucht nach einem Tier.

Endlich gaben meine Eltern nach und schenften mir einen kleinen Hund, einen schwarzen Wachtelpinscher. Jeht begann ein neues Leben sür mich. Visher war ich gern allein ins Freie gegangen, nun strich ich in den Ferien von früh dis abends in den Weinbergen und Wäldern um Stuttgart herum. Ich danke es meinen Eltern heute noch, daß sie mich gewähren ließen. Ein Rörbchen mit Essen am Urm, Tips neben mir, so zog ich los. In einem Walde sand ich ein wildes Stachelbeersträußlein: da ließ ich mich nieder, da war mein heimliches Robinsonnest. Ich machte mir einen Zaun darum und hatte die Freude, lange unentbeckt zu bleiben. Dieser Leidenschaft, allein





Bei der Holzabsuhr im Hochgebirge

in der Natur herumzuftreichen, blieb ich bis heute treu, und ich weiß längft, daß fie die Quelle aller Rraft für mich geworden ift. Erlebte ich doch in späteren Jahren, als ich schon Runstschülerin war, immer wieder dasselbe überwältigende Glück, ganz eins und innig verbunden mit der Natur zu fein. Später, im Rriege, sollte ich noch eine Freundschaft mit dem berühmteften aller Sunde, dem fprechenden Rolf in Mannheim, schließen. Was ich dort, nur meinen icarfen Ginnen vertrauend, erlebte, grenzt ans Wunderbare, und ich würde es einem andern faum glauben. Der Sund äußerte fich vor ben Tierzeichnungen meiner Stiggenbücher, die ich nur ihn sehen ließ, so lebendig, erregt und hingegeben in seiner Rlopfiprache, daß ich den Eindrud mit nichts bisher Erlebtem vergleichen kann.

Alles, was mit Tieren zusammenhing, machte mir auch in der Schule den größten Eindruck. Lange Zeit war ich beherrscht von dem Gedicht »Die Rosse von Gravelotte« und sagte es mir Abend für Abend im Zett vor, während mir die Tränen herunterliesen. Ich hatte damals auch das seltene Glück, eine Löwenbändigerin tennenzulernen und durste die jungen Löwen, die sie in ihrem Zimmer hielt, auf den Arm nehmen. Noch eine andre seltene Freundschaft siel in diese Zeit. Im Zirkus war eine Truppe von Siourindianern mit großartigen Gestalten darunter, alten berühmten Häuptlingen. Ich traute mich zu

ihnen und ging in ihrer Unterfunft aus und ein. Um liebsten wäre ich damals in romantischer Schwärmerei mit einem Indianer durchgebrannt.

Alles, was mir innerlich nahe kam, versuchte ich zu zeichnen, und es gelang allmählich immer beffer. In der Schule hatte ich alle Vorlagen für das laufende Jahr sehr schnell hinter mich gebracht und durfte nun meine Mitschülerinnen und Lehrer zeichnen. Von klein auf hatte ich gefagt: »Ich werde Malerin«, und unmerklich ordnete sich alles in meinem Leben dem unter. Harte und doch schöne Studienjahre kamen, immer brach die Liebe zum Tier durch. Das große Erlebnis, Tiere frei in wilder Landschaft zu sehen, wurde mir zuteil und wurde bestimmend für lange Jahre der Arbeit. Ich faß träumend an einem fleinen Bach im oberbaprischen Voralpenland. Da schütterte der Boden, und heran raste eine Pferdeherde. Ich warf mich nieder, denn die Angst überwältigte mich. Aber von da ab suchte ich die Pferde, in langen Sommerwochen kam ich ihnen nah und näher, bis ich sie mit dem Auge und der Feder festhielt. In allen ihren Gewohnheiten lernte ich fie kennen, fab die Stuten wild und bös untereinander tämpfen, besonders wenn fie Füllen hatten, sah fie im Gewitter, sab fie in ihrem ganzen schönen, freien Leben, ungebunden und keinem Hirten untertan. Oft faß ich zeichnend bei ihnen, und auf einmal spürte ich den warmen Sauch eines



Auf dem Sof

schnaubenden Maules über mir, saß inmitten eines Kreises von Pferden und konnte mich kaum der zudringlichen Füllen erwehren.

Nur dieser oberbayrische, dem Urpserd so nahe Schlag reizt mich zur Darstellung; mit seinen geschwungenen, barocken Formen ist er so ganz eins mit der Landschaft. Für die Menschen hatte ich in jener Zeit noch kein Auge, aber allmählich sah ich, daß auch sie, meine Bauern, bei denen ich nun seit Jahren jeden Sommer in häuslicher Gemeinschaft lebe, vollkommen in die Natur gehören und selbst Natur sind. Sie in ihrer ganzen Schönbeit, Erdgebundenheit, in ihrem zeitlosen Sein zu malen, zu verherrlichen, mit ihren Tieren zusammen, ist mein höchstes Ziel, das ich immer mehr erkenne.

Meine nachhaltigsten Eindrücke der Kunst waren nach Reisen in Italien und Holland die großen Franzosen, besonders Delacroix und Courbet, und es war kein Zusall, daß mir Freund Reinhard Piper, als ich mein Söchterchen bekommen hatte, den wunderbaren Druck des Schimmels im Gewitter von Delacroix ans Wochenbett schickte. Ich schien mir sür lange der Kunst entrückt, aber um so indrünstiger sog ich aus diesem herrlichen Vilde die Krast, mir Mutterschaft und Künstlertum als vereindar zu denken. So ist auch in diesem bedeutungsvollen Augenblick meines Lebens das Pserd als Freund ausgetreten.

Wie könnte man es auch je vergessen, wenn man einen Sengft in feiner ganzen ungebärdigen Rraft gesehen hat! Mit Spannung geladen, in jedem Nerv vibrierend, so steht er in der Einfriedigung, mit seinen Retten rafselnd. Wenn er nur ernstlich wollte, könnte er sich befreien, das fühlt man. Aber gerade seine Gebundenheit läßt ihn gewaltiger erscheinen. Ich werde es noch einmal malen, dieses Auge, funkelnd von ungebrochener Leidenschaft, wie es aus dunkelumlocktem Haupt schaut. So folgt es mir in meine Träume, und ein wildes Maul schnappt nach mir. Nie hat jemand beffer mein Verhältnis zum Pferd erkannt als Hermann Bahr, als er schrieb: »Man weiß zuweilen nicht recht, ob dieses Pferd da nicht eigentlich im Grund ein Gelbstbildnis der Malerin oder ob es das Urpferd ift, von dem alle wirklichen Pferde herstammen und nach dem sie sich unablässig hinsehnen.«

Noch jenes jungen Rindes will ich gedenken, das ich fünf Tage lang sterben sah mit jener unendlichen Geduld, die dem Menschen sast unerreichbar ist. Ich mußte es zeichnen, von Liebe übermannt. Schön gelockt war sein Fell auf der Stirn, zwischen den halblangen Hörnern, eine Glockenblume und Klee hingen dar- über aus dem Gras, das man ihm untergeschoben hatte. Hatte ich nicht vor Jahren am Sterbelager meines Vaters gestanden und in dem geliebten Ungesicht, das versiel und sich



Pferde im Hochgebirge

zugleich verklärte, auch diese unendliche Geduld und Ruhe gesehen?

Viele Tiere habe ich beobachtet in ihrem heimlichsten, verborgenften Leben: Rehe im Liebesspiel, Hirsche an die hundert, wie sie

mit scheuen, wilden Augen, vom Hunger getrieben, zur Futterstelle drängten, gleich einer braungrauen, rötlichen Flut, aus der die Geweihe wie schwimmende Stangen und Afte ragten. 3ch fab Reiber am Sorft und Seeadler über dem Waffer, den Fuchs vor dem Bau und die Gemse an der Felswand. Und alle die fremden Tiere des Urwaldes, der Steppen, der Meere sehe ich in der Phantasie. Das Tragischste, was ich von Tieren sah, waren vier alte, abgemagerte Pferde, die herausstehenden Knochen von

der Haut entblößt, das Fleisch mit Wunden bedeckt. An einem goldenen Herbstabend wurden sie von zwei Schindern an den blauen Bergen vorbei in die Stadt gezogen und gestoßen. Dieses darzustellen bleibt einem Al-

fred Rubin oder einem neuen

Tolstoi vorbehalten.

Von klein auf wollte ich Malerin werden, nun bin ich es geworden, ein schönes und ein schweres Schickfal zugleich. Wenn es mir gelingt, auch nur einen kleinen Teil der Schönheit und Fülle der Welt sestzuhalten, hat es sich erfüllt.

Bur Ehre der Tiere möchte ich mit des Angelus Silesius

Worten schließen:

Ich weiß Gott's Kontersei, er hat sich abgebildt In seinen Kreaturn, wo du's erkennen willt.



Weißer Seimweg/von Ernft Behrends

Der Ruß ist wund und leise, Die Welt ist weit und weh. Das Bächlein ruht im Eise, Der Weg im weißen Schnee. Zwei franke Worte ketten Sich an des Mägdleins Herz;

3wei blante Eranen betten Sich fcnec= und erdenwarte.

Das Mägdlein geht nach Saufe, Die Mutter harrt fo bang. Des Försters fleine Klause herleuchtet übern hang. 3wei fleine Böglein reimen Das Liedlein von der Rub. 3wei goldne Eräume keimen Schneeher und himmelzu.